

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hesse, Hermann
Sämtliche Werke in 20 Bänden und einem Registerband

Band 13: Betrachtungen und Berichte I. 1899–1926

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-41113-1

SV

Hermann Hesse Sämtliche Werke

Herausgegeben
von Volker Michels

Band 13
Betrachtungen
und Berichte I

Hermann Hesse
Betrachtungen
und Berichte I
1899-1926

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2003

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der
Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Copyrightangaben zu den einzelnen
Texten am Schluß des Bandes.

Satz: pagina GmbH, Tübingen

Druck: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 3-518-41113-6

Betrachtungen
und Berichte I
1899-1926

Kleine Freuden

Große Teile des Volkes leben in unserer Zeit in freudloser und liebloser Dumpfheit dahin. Feine Geister empfinden unsere unkünstlerischen Lebensformen drückend und schmerzlich und ziehen sich vom Tage zurück. In Kunst und Dichtung ist nach der kurzen Periode des Realismus überall ein Ungenügen zu spüren, dessen deutlichste Symptome das Heimweh nach der Renaissance und die Neuromantik sind.

»Euch fehlt der Glaube!« ruft die Kirche, und »Euch fehlt die Kunst!« ruft [Ferdinand] Avenarius. Meinetwegen. Ich meine, uns fehlt es an Freude. Der Schwung eines erhöhten Lebens, die Auffassung des Lebens als eine fröhliche Sache, als ein Fest, das ist es doch im Grunde, womit uns die Renaissance so blendend anzieht. Die hohe Bewertung der Minute, die Eile, als wichtigste Ursache unserer Lebensform, ist ohne Zweifel der gefährlichste Feind der Freude. Mit sehnsüchtigem Lächeln lesen wir die Idyllen und empfindsamen Reisen vergangener Epochen. Wozu haben unsere Großväter nicht Zeit gehabt? Als ich einmal Friedrich Schlegels Ekloge auf den Müßiggang las, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren: Wie würdest du erst geseufzt haben, wenn du unsere Arbeit hättest tun müssen!

Daß diese Eiligkeit unseres heutigen Lebens uns seit der frühesten Erziehung angreifend und nachteilig beeinflusst hat, erscheint traurig, aber notwendig. Leider aber hat sich diese Hast des modernen Lebens längst auch unserer geringen Muße bemächtigt; unsere Art zu genießen, ist kaum weniger nervös und aufreibend als der Betrieb unserer Arbeit. »Möglichst viel und möglichst schnell« ist die Losung. Daraus folgt immer mehr Vergnügung und immer weniger Freude. Wer je ein großes Fest in Städten oder gar Großstädten angesehen hat, oder die Vergnügungsorte moderner Städte, dem haften diese fieberheißen, verzerrten Gesichter mit den starren Augen schmerzlich und ekelhaft im Gedächtnis. Und diese krankhafte, von ewigem Ungenügen gestachelte und dennoch ewig übersättigte Art, zu genießen, hat ihre Stätte auch in den Thea-

tern, in den Opernhäusern, ja in den Konzertsälen und Bildergalerien. Eine moderne Kunstaussstellung zu besuchen, ist gewiß selten ein Vergnügen.

Von diesen Übeln bleibt auch der Reiche nicht verschont. Er könnte wohl, aber er kann nicht. Man muß mitmachen, auf dem Laufenden bleiben, sich auf der Höhe halten.

So wenig als andere weiß ich ein Universalrezept gegen diese Mißstände. Ich möchte nur ein altes, leider ganz unmodernes Privatmittel in Erinnerung bringen: Mäßiger Genuß ist doppelter Genuß. Und: Übersieht doch die kleinen Freuden nicht!

Also: Maßhalten. In gewissen Kreisen gehört Mut dazu, eine Premiere zu versäumen. In weiteren Kreisen gehört Mut dazu, eine literarische Novität einige Wochen nach ihrem Erscheinen noch nicht zu kennen. In den allerweitesten Kreisen ist man blamiert, wenn man die heutige Zeitung nicht gelesen hat. Aber ich kenne einige, welche es nicht bereuen, diesen Mut gehabt zu haben.

Wer einen abonnierten Sitz im Theater hat, der glaube nicht etwas zu verlieren, wenn er nur jede zweite Woche einmal davon Gebrauch macht. Ich garantiere ihm: er wird gewinnen.

Wer gewohnt ist, Bilder in Masse zu sehen, der versuche einmal, falls er dazu noch fähig ist, eine Stunde oder mehr vor einem einzelnen Meisterwerk zu verweilen und sich damit für diesen Tag zu begnügen. Er wird dabei gewinnen.

Ebenso versuche es der Vielleser usw. Er wird sich einigemal ärgern, über etwas Neues nicht mitreden zu können. Er wird einigemal Lächeln erregen. Aber bald wird er selber lächeln und es besser wissen. Und jedermann, der zu keiner andern Beschränkung sich verstehen mag, versuche es mit der Gewohnheit, mindestens einmal in der Woche um 10 Uhr schlafen zu gehen. Er wird sich wundern, wie glänzend dieser kleine Verlust an Zeit und Genuß sich ersetzt. Mit der Gewohnheit des Maßhaltens ist die Genußfähigkeit für die »kleinen Freuden« innig verknüpft. Denn diese Fähigkeit, ursprünglich jedem Menschen eingeboren, setzt Dinge voraus, die im modernen Tagesleben vielfach verkümmert und verlorengegangen sind, nämlich ein gewisses Maß von Heiterkeit, von Liebe und von Poesie. Diese kleinen Freuden, namentlich dem Armen geschenkt, sind so unscheinbar und sind so zahlreich ins tägliche Leben gestreut, daß

der dumpfe Sinn unzähliger Arbeitsmenschen kaum noch von ihnen berührt wird. Sie fallen nicht auf, sie werden nicht angepriesen, sie kosten kein Geld! (Sonderbarerweise wissen gerade auch die Armen nicht, daß die schönsten Freuden immer die sind, die kein Geld kosten.)

Unter diesen Freuden stehen diejenigen obenan, welche uns die tägliche Berührung mit der Natur erschließt. Unsere Augen vor allem, die viel mißbrauchten, überangestregten Augen des modernen Menschen, sind, wenn man nur will, von einer ganz unerschöpflichen Genußfähigkeit. Wenn ich morgens zu meiner Arbeit gehe, eilen mit mir und mir entgegen täglich zahlreiche andere Arbeiter, eben aus dem Schlaf und Bett gekrochen, schnell und fröstelnd über die Straßen. Die meisten gehen rasch und halten die Augen auf den Weg oder höchstens auf die Kleider und Gesichter der Vorübergehenden gerichtet. Kopf hoch, liebe Freunde! Versucht es einmal – ein Baum oder mindestens ein gutes Stück Himmel ist überall zu sehen. Es muß durchaus kein blauer Himmel sein, in irgendeiner Weise läßt sich das Licht der Sonne immer fühlen. Gewöhnt euch daran, jeden Morgen einen Augenblick nach dem Himmel zu sehen, und plötzlich werdet ihr die Luft um euch her spüren, den Hauch der Morgenfrische, der euch zwischen Schlaf und Arbeit gegönnt ist. Ihr werdet finden, daß jeder Tag und jeder Dachgiebel sein eigenes Aussehen, seine besondere Beleuchtung hat. Achtet ein wenig darauf, und ihr werdet für den ganzen Tag einen Rest von Wohlgefallen und ein kleines Stück Zusammenleben mit der Natur haben. Allmählich erzieht sich das Auge ohne Mühe selber zum Vermittler vieler kleiner Reize, zum Betrachten der Natur, der Straßen, zum Erfassen der unerschöpflichen Komik des kleinen Lebens. Von da bis zum künstlerisch erzogenen Blick ist die kleinere Hälfte des Weges, die Hauptsache ist der Anfang, das Augenaufmachen.

Ein Stück Himmel, eine Gartenmauer, von grünen Zweigen überhangen, ein tüchtiges Pferd, ein schöner Hund, eine Kindergruppe, ein schöner Frauenkopf – das alles wollen wir uns nicht rauben lassen. Wer den Anfang gemacht hat, der kann innerhalb einer Straßenlänge köstliche Dinge sehen, ohne eine Minute Zeit zu verlieren. Dabei ermüdet dieses Sehen keineswegs, sondern stärkt und erfrischt, und nicht nur das Auge. Alle

Dinge haben eine anschauliche Seite, auch interesselose oder häßliche; man muß nur sehen wollen.

Und mit dem Sehen kommt die Heiterkeit, die Liebe, und die Poesie. Der Mann, der zum erstenmal eine kleine Blume abbricht, um sie während der Arbeit in seiner Nähe zu haben, hat einen Fortschritt in der Lebensfreude gemacht.

Einem Hause, in welchem ich längere Zeit arbeitete, lag eine Mädchenschule gegenüber. Die Klasse der etwa Zehnjährigen hatte auf dieser Seite ihren Spielplatz. Ich hatte tüchtig zu arbeiten und litt jeweils auch unter dem Lärm der spielenden Kinder, aber wieviel Freude und Lebenslust ein einziger Blick auf diesen Spielplatz mir gewährte, ist nicht zu sagen. Diese farbigen Kleider, diese lebhaften, lustigen Augen, diese schlanken, kräftigen Bewegungen erhöhten in mir die Lust am Leben. Eine Reitschule oder ein Hühnerhof hätte mir vielleicht ähnliche Dienste getan. Wer die Wirkungen des Lichtes auf einer einfarbigen Fläche, etwa einer Hauswand, einmal beobachtet hat, der weiß, wie genügsam und genußfähig das Auge ist.

Wir wollen uns mit diesen Beispielen begnügen. Manchem Leser sind gewiß schon viele andere kleine Freuden eingefallen, etwa die besonders herrliche des Riechens an einer Blume oder an einer Frucht, des Horchens auf die eigene und auf fremde Stimmen, des Belauschens von Kindergesprächen. Auch das Summen oder Pfeifen einer Melodie gehört hierher und tausend andere Kleinigkeiten, aus denen man eine helle Kette von kleinen Genüssen in sein Leben flechten kann.

Jeden Tag so viel nur möglich von den kleinen Freuden erleben und die größeren, anstrengenden Genüsse sparsam auf Ferientage und gute Stunden verteilen, das ist, was ich jedem raten möchte, der an Zeitmangel und Unlust leidet. Zur Erholung vor allem, zur täglichen Erlösung und Entlastung sind uns die kleinen, nicht die großen Freuden gegeben. (1899)

Schlaflose Nächte

Du liegst in später Nacht zu Bett und kannst nicht schlafen. Die Straße ist still, in den Gärten rührt der Wind zuweilen die Bäume. Irgendwo schlägt ein Hund an; in einer fernen Straße fährt ein Wagen. Du hörst ihn genau, du erkennst am wiegenden Geräusch, daß es ein Wagen auf Federn ist, du folgst ihm in Gedanken, er biegt um eine Ecke, er fährt plötzlich schneller und bald zerrinnt das eilige Rollen leis in die große Stille. Dann ein später Fußgänger. Er geht rasch, sein Tritt haltt sonderbar in der leeren Straße. Er bleibt stehen, schließt eine Tür auf, zieht sie hinter sich zu, und wieder ist große Stille. Wieder und noch einmal klingt ein kleines Stück Leben herein, immer seltener, immer schwächer, und dann kommen die Stunden, wo alles müde ist und jeder leiseste Wind und jedes feine Mörtelkorn, das hinter den Tapeten niederrinnt, laut hörbar und mächtig wird und dir die Sinne erregt. Und kein Schlaf. Nur die Müdigkeit zieht einen feinen Schleier über Augen und Gedanken, du hörst ein rastloses Blut im Ohre klingen, du hörst im schmerzenden Kopf das feine, fiebernde Leben, du spürst in aufliegenden Adern den gleichmäßigen und doch verwirrenden Takt des Pulses.

Es hilft dir nichts, dich hin und her zu werfen, aufzustehen und dich wieder zu legen. Es ist eine von den Stunden, in denen du dir selbst auf keine Weise entrinnen kannst. Gedanken und Bewegungen des Gemüts und der Erinnerung werden in dir Herr, und du hast keine Gesellschaft, sie wie sonst totzureden. Dem, der in der Fremde lebt, tritt Haus und Garten der Heimat und Kindheit vor das Auge, die Wälder, in denen er seine freiesten und unvergeßlichsten Knabentage verlebt hat, die Zimmer und Treppen, in denen seine Knabenspiele gelärmt haben. Die Bilder der Eltern fremd, ernst und gealtert, mit Liebe, Sorge und leisem Vorwurf im Blick. Er streckt die Hand aus und sucht vergebens eine entgegengebotene Rechte, eine große Traurigkeit und Vereinsamung kommt über ihn, darüber treten andere Gestalten hervor, und in der befangenen und ernsten Stimmung dieser

Stunde machen sie uns fast alle traurig. Wer hat nicht in jungen Jahren seinen Nächsten schwere Tage gemacht, Liebe zurückgewiesen und Wohlwollen verachtet, wer hat nicht irgend ein Glück, was einmal für ihn bereit stand, in Trotz und Übermut versäumt, wer hat nicht fremde oder eigene Ehrfurcht einmal verletzt oder gegen Freunde durch ein törichtes Wort, durch ein ungehaltenes Versprechen, durch eine unschöne und wehtuende Gebärde sich vergangen? Jetzt stehen sie vor dir, reden kein Wort und sehen dich aus ruhigen Augen seltsam an, und du schämst dich vor ihnen und vor dir selber.

Es fällt dir ein, wie viele Nächte du im selben Bette sorglos schliefst zwischen Tagen voll von Bewegung, Lärm und Zerstreuung, und wie undenkbar lange her es ist, seit du so wie heute dich selber zum stummen, ungeschminkten Gesellschafter hattest. Du hattest drauflosgelebt, du hattest in dieser Zeit unendlich viel gesehen, geredet, gehört, gelacht, und nun ist das alles, als wäre es nicht gewesen, ist dir fremd und fällt von dir ab, während die blauen Himmel deiner Kinderzeit, die langvergesenen Bilder deiner Heimat und die Stimmen von lang Verstorbenen dir unheimlich nahe und gegenwärtig sind.

Der Schlaf ist eine der köstlichsten Gaben der Natur, ein Freund und Hort, ein Zauberer und leiser Tröster, und jeder tut mir in der Seele leid, der die Qual langdauernder Schlaflosigkeit kennt, der gelernt hat, sich mit halben Stunden eines fiebrigen Eindämmerns zu begnügen. Aber ich könnte einen Menschen nicht lieben, von dem ich wüßte, daß er in seinem Leben keine schlaflose Nacht gehabt hat, er müßte denn ein Naturkind von naivster Seele sein.

In unsrem raschen, betäubenden Leben gibt es erschreckend wenig Stunden, in denen die Seele ihrer bewußt werden kann, in denen das Leben der Sinne und das des Geistes zurücktritt und die Seele unverhüllt dem Spiegel der Erinnerung und des Gewissens gegenübersteht. Das geschieht vielleicht beim Erleben eines großen Schmerzes, vielleicht am Sarg einer Mutter, vielleicht auf einem Krankenbett, vielleicht auch am Ende einer längeren einsamen Reise in den ersten Stunden des Wiederdaseins, aber immer geschieht es unter Störungen und Trübungen. Hier liegt der Wert solcher wacher Nächte. In diesen allein vermag die

Seele ohne gewaltsame äußere Erschütterungen zu ihrem Recht zu kommen, es sei zum Erstaunen oder zum Erschrecken, zum Richten oder zum Trauern. Das Gemütsleben, das wir tagsüber führen, ist nie so rein; die Sinne leben heftig mit, der Verstand drängt sich vor, indem er den Regungen des Gefühls die Stimme des Urteils, den feinen Reiz des Vergleichens und den feinen, zersetzenden des Witzes beimischt. Die Seele, halb schlummernd, läßt es geschehen und lebt in dieser Abhängigkeit und Unterdrückung Tage und Monate lang ein halbes Leben hin, bis ihre Stunde da ist, bis sie in einer bangen, schlaflosen Nacht die Fessel abstreift und uns mit der ganzen ungebrochenen Fülle ihres eigenwilligen Lebens überrascht oder entsetzt. Es ist uns heilsam, zuzeiten wahrzunehmen, daß unser Leben nicht nur Form ist, daß wir eine Macht in uns tragen, welche von allem Äußeren unverändert bleibt und unbestechlich ist, daß Stimmen in uns reden, über welche wir keine Herrschaft haben. Wer wahrhaftig ist und irgend eine Art von Glauben hat, der beugt sich diesen Stimmen gern und geht aus solchen Stunden mit vertieftem Blick hervor.

Ich möchte auch von der Schlaflosigkeit als Krankheit noch ein Wort sagen, obwohl es vielleicht überflüssig ist, denn die Schlaflosen alle wissen wohl, was ich sagen will. Doch lesen sie vielleicht gerne etwas ausgesprochen, was ihnen bekannt, aber sonst kein Gegenstand des Redens ist. Ich meine die innere Erziehung, welche das Nichtschlafenkönnen geben kann. Jedes Kranksein und Wartenmüssen ist ja ein nicht mißzuverstehender Lehrmeister. Doch ist die Schule aller nervösen Leiden besonders eindringlich. »Der muß viel gelitten haben«, sagt man von Menschen, die in Bewegung und Rede ein ungewöhnliches Maß von zurückhaltender Feinheit und zarter Schonung zeigen. Die Herrschaft über den eigenen Leib und über die eigenen Gedanken lehrt keine Schule so gut wie die der Schlaflosen. Zart anfassen und schonen kann nur einer, der dieses zarten Anfassens selber bedarf. Milde betrachten und liebevoll die Dinge abwägen, seelische Gründe sehen und alle Schwächen des Menschlichen götig verstehen, kann nur einer, der oftmals in der unerbittlichen Stille einsamer Stunden seinen eigenen ungehemmten Gedanken preisgegeben war. Die Menschen sind im

Leben nicht schwer zu erkennen, welche viele Nächte mit wachen Augen stillgelegen sind.

Noch einen erzieherischen Wert der Schlaflosigkeit möchte ich anführen, der freilich in anderem Zusammenhang genauer betrachtet zu werden verdiente. Die Schlaflosigkeit ist eine Schule der Ehrfurcht – der Ehrfurcht vor allen Dingen, jener Ehrfurcht, die über das bescheidenste Leben den Duft einer fortwährend erhöhten Stimmung gießen kann, derselben Ehrfurcht, welche die oberste Bedingung der dichterischen und künstlerischen Größe ist.

Man denke sich einen Schlaflosen in seinem Bette liegen. Die Stunden rinnen still und schrecklich langsam ab, zwischen einem und dem nächsten Stundenschlag liegt eine breite, schwarze Kluft von unerträglicher Endlosigkeit.

Wie oft haben wir das Laufen einer Maus, das Rollen eines Wagens gehört, den Takt einer Uhr, das Geräusch eines Brunnens, den Laut des Windes, das Knarren der Möbel! Wir hörten sie, ohne ihrer zu achten. Jetzt aber, in dieser Einsamkeit und Totenstille, klammern wir uns sehnstüchtig an jeden vorbeistreichenden Hauch von Leben. Der rollende Wagen beschäftigt uns lebhaft, wir schätzen seine Schwere und Bauart, die Müdigkeit oder Kraft seiner Pferde, wir suchen die Straße zu erraten, in welcher er fährt, und die nächste, in die er einbiegt. Oder ein laufender Brunnen! Wir hören ihn dankbar wie eine sanfte Musik, wie ein Kranker dem Plaudern eines Freundes lauscht, der ihn besucht und der einen Duft von Gesundheit und einen Schimmer von Leben draußen in seine Einsamkeit hereinträgt. Wir hören den Fall des Wasserstrahls in das gefüllte Becken, das sanftere und ungleichmäßigere Abfließen des Troges. Wir versuchen einen Rhythmus in dem stetigen Rauschen zu hören, wir summen leis im Takte mit, verstummen wieder und hören ihn allein fortsingen. Wir denken träumend weiter dem ablaufenden Wasser nach, durch Bach und Strom ans Meer und an die Wiege des ewigen Werdens, Strebens und Neuwerdens zurück. Darüber beginnt das Gewebe der Seele, der halben Gedanken, unser Leben streckt sich vor uns aus, Beziehungen und Gesetze liegen plötzlich in Erlebtem klar, das uns bisher unerklärt und verworren schien.

Diesen Weg vom Lauschen auf einen Brunnen bis zum Bewun-

dern der Folgerichtigkeit alles Geschehens und zur Ehrfurcht vor dem verschleierte[n] letzten Geheimnis des Lebens legen wir nie so geduldig, aufmerksam und ernst zurück wie in diesen Nachtstunden.

In dieser Weise haben gewiß schon alle Schlaflosen aus der Not eine Tugend gemacht. Ich wünsche ihnen in ihrem Leiden Geduld und, wo es sein kann, Heilung. Allen Leichtfertigen, obenhin Lebenden und mit Gesundheit Prahler[n]den aber wünsche ich je und je eine Nacht, in der sie ohne Schlummer liegen und dem vorwurfsvollen Hervortreten ihres inneren Lebens stillhalten müssen.

(1900)

Die Berichterstatter

Neulich traf ich einen fast vergessenen Jugendfreund unerwartet auf dem Luzerner Bahnhof an. Ich erkannte ihn sogleich – die hohe Figur, das herbe Schauspielergesicht, die eckige Stirn, das helle rastlose Auge und das dunkle, lange Haar. Ich erkannte ihn hauptsächlich an diesem Haar, dessen Fülle und ungewöhnliche Zartheit in sonderbarem Widerspruch zu dem scharfen, trotzi-gen und fast frechen Gesichte stand.

Und als ich ihn erblickte, schlug mir das Herz; so plötzlich und stark überkam mich die Erinnerung an unsere Jugendzeit.

Mit dem Namen, den er damals in unserem kleinen, phantastischen Kreise geführt hatte, rief ich ihn an.

»Fortunio!«

Der prächtige Name stammte natürlich aus jener famosen No-velle, in welcher Théophile Gautier der Jugend, der Schönheit huldigt. Fortunio wandte mir das helle, scharfe Auge zu und schien mich nicht sogleich zu erkennen. Plötzlich aber streckte er mir seine braune, nervöse Hand entgegen.

»Mon dieu!« lachte er laut, »Du hast mich an meiner lyrischen Locke erkannt!«

Und wir schüttelten uns die Hände.

Wir schüttelten sie lang und blickten beide aneinander vorbei, und eine sonderbar drückende Verlegenheit machte uns das Re-den schwer. Wir hatten uns manche Jahre nicht mehr gesehen und seither waren wir so anders geworden! Denn ich wußte, daß auch Fortunio unter die »Zigeuner« geraten war, – und damals, zur Zeit unserer Freundschaft, standen wir noch auf den hellen Höhen der Jugend und des Glaubens.

»Na guten Tag, mein Junge«, sagte Fortunio und ließ meine Rechte los. »Noch immer bei der Kunst?«

»Und Du?«

»Immer dabei, Gott segne dich! Wollen wir frühstücken?«

»Natürlich. – Wohnst du hier?«

»Hier? Im Bahnhof? Stimmt beinahe. Ich reise seit vier Monaten wie ein Wilder –«

»Also auch wieder ohne Penaten! Geschieht dir recht. Was machst du hier?«

»In den Urkantonen der Schweiz, deren Helden und Helden-sagen längst Gemeingut aller deutschredenden Länder geworden sind? So steht es nämlich in meiner ›Quelle.‹ Was wird mich herführen? Die Kunst natürlich. Morgen steigt in Altdorf das bekannte erhebende Tellfestspiel, und ich bin Berichterstatte-der Allgemeinen Xer Zeitung.«

»Aha! Nun, da gehen wir zusammen. Aber erst frühstücken!« Wir traten in die Bahnhofswirtschaft dritter Klasse und blieben dort bis zur Abfahrtszeit des Schiffes. Allmählich gab Fortunio seine gezwungen burschikosen Redensarten auf, wir wurden beide zugleich stiller und vertraulicher. Wir sprachen nicht von der alten Zeit und fragten einander nicht nach den Schicksalen gemeinsamer Bekannter von damals, kaum nach unsern eigenen. Dennoch gab die Erinnerung an jene bessere Zeit unserem Gespräch einen warmen Ton, halb vergessene Schlagworte und Ulknamen aus jenen Tagen tauchten ungesucht zuweilen auf und am Ende ließen wir nach altem Kameradenbrauch den Würfel entscheiden, wer die Zeche bezahlen solle.

Das Schiff war voll von Fremden. Wir setzten uns auf dem unteren Verdeck zu einer italienischen Musikband und ich plauderte mit den hübschen Burschen – anfangs schweizerdeutsch, bald aber, da wir auf Italienisches zu reden kamen, in der schönen welschen Sprache. Währenddessen und während Fortunio den feisten Baßgeiger in einer grotesken Stellung in sein Notizbuch zeichnete, fuhren wir um den dunklen Bürgenstock, an Weggis und Vitznau vorbei, schnell durch den warmen, glänzenden Morgen. Bei der Treib nahmen die Italiani Abschied, um nach Selisberg hinauf zu steigen, und in Brunnen verließen auch wir beide das Schiff. Während des Aussteigens hielt mir Fortunio seine Zeichnung vors Gesicht.

»Ein flotter Kerl, nicht?« rief er mir mitten im Gedränge zu.

»Gibt eine Vignette zu meinem Buch.«

»Zu deinem Buch? Zu was für einem?«

»Na, erlaube, zu meinem berühmten Buch! Weißt Du denn gar nicht mehr? Einmal hatte ich schon zwei Kapitel fertig.«

Nun wußte ich freilich Bescheid. Es stand vor Jahren unter uns fest, daß Fortunio in Bälde einen phantastisch-satirischen Ro-

man vollenden und eiligst berühmt werden würde. Er sollte »Der Basilisk« heißen und wir hatten sogar schon Geld auf den Basilisken hin gepumpt. Ich fragte nach dem Schicksal seiner zwei Kapitel.

»Ich weiß wahrhaftig nicht«, war die Antwort. »Es waren ja Ideen darin genug für einen Jahrgang Feuilletons! Das Zeug hat sich allmählich so verplempert, Du weißt ja, wie's geht. Man schneidert darauf los, eine Skizze, eine Plauderei, ein Witz, ein Novellchen wird herausgezogen, bis das ganze Stück Löcher hat und fadenscheinig wird. Und schließlich, was hätt' ich mit dem Ding anfangen sollen? Es war zu luxuriös begonnen – in meinem Leben krieg' ich nimmer so viel Gedanken zusammen.«

Ich kannte das! Ich kannte das sehr gut! Wir alle hatten ja »zu luxuriös begonnen«! Und als ich nun heimlich meinen Freund genauer betrachtete, fand ich auf seinem klugen Gesicht die mir wohlbekannten Spuren des Zigeunertums, die Spuren eines raschen heimatlosen Lebens, die Spuren vieler verschlemmter Nächte und hoffnungsloser Tage, die Spuren der in Mansarden durchfrorenen Winter, des mühseligen Erwerbens und schnellen Vergeudens. Er verstand meinen Blick und erzählte mir einiges aus seinem Leben. Es war ein wenig Merkwürdiges darin – das Leben des Entgleiten, in welchem nichts ständig war als die Armut und die Schulden und der Trieb zu wandern und zu genießen. Begeisterte Tage und leere Wochen. Er hatte sich da und dort herumgetrieben, als Zeichner für Journale, als Reporter, er war Redakteur gewesen und wieder vom Amt gelaufen, dann kurze Zeit Reiseinspektor einer Lebensversicherung, Sekretär eines Kunstvereins und so weiter. Zwischenein war von irgend einem glücklichen, flüchtigen Erfolg, von manchen Späßen und Intrigen und von vielerlei Weibern die Rede.

Dann wurde er still und wir wanderten lange, ohne ein Wort zu sprechen, auf der Axenstraße fort. Es war ein selig schöner Sommertag, der Frohnalpstock stand leuchtend gegen einen wundervoll reinen Himmel, und nur über dem breiten Schneefeld des Urirotstock lag dünner Dunst. Über dem See aber fieberte das feine, flüchtige Farbenspiel des Mittags, das zitternd und schillernd durch alle Nuancen vom schweren Violett bis zum blassesten Gelbgrün läuft.

Während dieses langen, stillen Ganges durch die beglänzte Mit-

tagslandschaft stieg mit weher Lust das Gedächtnis an meine verlorene Jugend in mir auf und an die Jahre unserer begeisterten Freundschaft, da jeder von uns in sich selber und im andern den Dichter ehrte und mit unbegrenzter Hoffnung in die schöne Zukunft sah. Und die Verse von Paul Verlaine fielen mir ein, die einer meiner schon gestorbenen Kameraden vor sein letztes Liederbüchlein gesetzt hatte:

*Le sage, indigné, les harangue;
Le sot plaint ces fous hasardeux,
Les enfants leur tirent la langue
Et les filles se moquent d'eux.*

Der Vers galt uns, den Entgleisten, Verbummelten, Verlorenen

....

Und wir wanderten nebeneinander durch den Sonnenschein und schwiegen, und jeder wußte die Gedanken des andern. Und jeder fürchtete, der andere möchte zuerst die Wunde berühren und von dem reden, was zwischen uns und unserer Jugend lag. Und jeder wußte, was dann kommen würde – die gemeinsame Erinnerung, die gemeinsame Klage, der gemeinsame Entschluß, noch einmal jung zu sein und die Hände nach den Sternen auszustrecken, und nachher der gemeinsame bittere Hohn über die sentimentale Stunde.

Bei den Galerien der Axenstraße setzten wir uns auf die durchglühte, niedere Mauer und ruhten, und blickten lang in die tiefe Seebläue hinab.

Plötzlich faßte mich Fortunio an beiden Schultern.

»Du träumst!« sagte er laut. »Du träumst von damals, ich weiß es wohl, und ich träume auch davon. Na, laß gut sein; es muß ja solche Stunden geben.«

Er zog sein Notizbuch hervor, riß das Blatt mit der Baßgeigerstudie heraus und gab es mir.

»Als Andenken! Allons, nach Flüelen!«

Den Abend vertranken wir in Flüelen und andern Tages setzten wir in Staub und Schweiß unsere Berichte über das Altdorfer Tellfestspiel auf.

(1901)

In der Augenklinik

Seit Wochen hatte ich auf alle Feierabendlektüre verzichten müssen, da meine Augen, durch den Umgang mit alten Drucken und Handschriften geschwächt, nur eben noch die notwendigste Tagesarbeit leisten konnten. Schließlich, da alles Schonen nicht half, beschloß ich, einen Besuch in der Augenklinik zu machen.

Es war an einem Montagmorgen. Meine Augen schmerzten wieder, der Weg war weit und staubig, der Warteraum in der Klinik war überfüllt und heiß, so daß ich mich niedergeschlagen und ärgerlich in eine der dicht besetzten Bänke zwängte und voll Ungeduld die vermutliche Dauer der Wartezeit zu berechnen suchte. Die Schar meiner stumm wartenden Leidensgenossen streifte ich nur mit einem flüchtigen Blick. Der Aufenthalt in solchen Räumen ist mir von jeher eine Qual gewesen, und der Anblick all dieser Gesichter, die durch Augenkrankheiten jeder Art etwas hilflos Blödes bekommen hatten, war trostlos. Ich fand nur zwei anziehende Köpfe unter der Menge heraus: einen Italiener, dessen vermutlich bei einem Raufhandel verletztes linkes Auge mit einem fröhlich farbengrellen Tuch verbunden war, während das gesunde rechte mit südländischem Gleichmut die Wände betrachtete und keinerlei Sorge oder Ungeduld verriet. Dann einen schönen greisen Herrn, der regungslos und friedlich mit geschlossenen Augen in der Ecke saß. Er schien in Erinnerungen oder gute Gedanken versunken, denn auf dem faltigen, weißbärtigen Gesicht glänzte fortwährend ein ganz leises feines Lächeln. Doch war ich zu mißmutig und zu sehr mit der selbstsüchtigen Sorge um meine Augen beschäftigt, um viel Aufmerksamkeit oder Mitleid für andere zu haben. Ich stützte den Kopf in die Hände und starrte zu Boden. Von den Sprechzimmern und Untersuchungsräumen her hörte man lautes Fragen und sanftes Trösten, zuweilen auch ein halb unterdrücktes Aufschreien.

Als ich endlich gelangweilt wieder aufschaute und mich im Sitze dehnte, fiel mir ein Knabe auf, der mir gerade gegenüber saß. Er mochte zwölfjährig sein und mir schien anfangs, er sehe mich an.